

Übersetzen

Juli-September 2001 • 35. Jahrgang • Nr. 3

Eveline Passet

Der deutschen Sprache Fortwachs

Der lange historische Weg zum Klickwörterbuch

L iteraturübersetzer, wie die Verfasserin eine ist, sind Jäger und Sammler. Auf der Suche nach dem treffenden, sinnstarken, facettenreichen Wort oder Ausdruck notieren sie, was sie auf der Straße im Vorbeigehen aufschnappen, ihnen selber freudianisch aus dem Munde purzelt oder in dickleibigen Versandhauskatalogen steht. Die modernen unter ihnen durchsurfen das Internet und melden sich in einschlägigen Foren (von Philatelisten, Entomologen und zwangsumgeschulten Linkshändern) an und wieder ab. Sie legen Listen an, beschrifteten Karteikarten. Die anarchischsten unter ihnen bekritzeln Bonbonpapiere, Bierfilze, Zeitungsränder und sonstiges Zettelwerk: »Salbenschwalben«, »die Epoche des Turm und Strang«, »die weiße Frühjahrssonne [...] gitterte in fahl leuchtenden und wieder erblassenden Spielen an fernen Gebäuden«, »präfinale Entlastungsphase«. Die systematischsten unter ihnen zücken, wo sie stehen und gehen, rittersportgroße, ausklappbare Rechner und erstellen Dateien, für die sie eigens Programme schreiben. Manchmal lesen sie auch Wörterbücher – *lesen* sie. Und die wirklich närrischen kaufen sie natürlich auch. Nicht nur der Wörter wegen – keineswegs! Des Geruchs wegen, des taktilen Genusses und der Phantasie wegen.

»Die Narrheit ... Abstractum, und ohne Plural ...«

Da steht in meinem Regal das *Neue deutsch=französische und französisch=deutsche Taschen=Wörterbuch* von 1809 mit Seiten, die sich anfühlen, als ob sie aus Chiffon hergestellt wären, und auf denen sich die Buchstaben wie in Braille geschrieben abheben. Ob ein preußischer Soldat es 1814 auf dem Weg nach Paris im Tornister hatte? Mein unmittelbarer Vorbesitzer war ein Mann, der aus der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges heraus zum leidenschaftlichen Lehrer des Esperanto wurde; er nahm sich das Leben während der Kuba-Krise. Da ist das *Fachwörterverzeichnis Deutsch-Russisch »Öffentliche Ordnung und Sicherheit«*, herausgegeben von der Zentralstelle für Information und Dokumentation des Ministeriums des Innern, Berlin, 1972: maschinengeschrieben; Papier: bräunlichgelb, zu den Rändern hin nachgedunkelt; Einband: verstärkte Pappe mit Leinenrücken, genäht; auf den Vorsatzblättern und wiederkehrend auf verschiedenen Seiten ein Stempel: »*Volks-polizei* Redaktionsarchiv«.

Und jetzt ist da noch eine taschenbuchhohe, 5 mm dünne, geruchsneutrale Plastikhülle. Schnell einmal aufschlagen und den Blick zufallswandern lassen, geht nicht. Was da zwischen den Plastikdeckeln steckt, ist

eine CD-ROM. Die CD-ROM eines Wörterbuchs, das bislang zu jenen Träumen wörterbuchnärrischer Literaturübersetzer gehörte, die sie sich nicht leisten können: Johann Christoph Adelungs *Grammatisch=kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen* in der 2. Auflage von 1793-1801. Es ist das erste Großwörterbuch der deutschen Sprache, entstanden zu einem Zeitpunkt, als der dreihundertjährige Einigungsprozess der hochdeutschen Schriftsprache eben abgeschlossen war.

»Lutherisches« Deutsch

Als 1521 Luthers Bibelübersetzung zu erscheinen beginnt, wird diese sogleich ins Nieder- (Platt-) Deutsche übertragen, und auch Teile der Zwinglischen alemannischen Bibel stellen eine Übersetzung der Übersetzung dar. Die Gelehrten schreiben damals Latein oder eine Mischsprache aus diesem und Deutsch (wobei jeder dieses »Teutsche« nach seiner Mundart niederschrieb). Auch die Dichter verfassen ihre Verse oftmals noch in dieser Gebildetensprache – zum Beispiel Simon Dach, dessen Name dem einen oder andern aus Grassens *Treffen im Telgte* im Ohr klingen mag: 250 seiner 1200 Gedichte sind lateinische. Ab dem 16. Jh. beginnt, wer vornehm ist, Französisch zu sprechen; und mit den fremden Truppen während des Dreißigjährigen Krieges sowie den einwandernden Hugenotten dringen französische Wörter zunehmend und in hohem Umfang auch in die einfache Alltagssprache ein: »Alamodewesen« wird dies genannt.

Im selben Zeitraum, dem 16. und 17. Jh., setzt ein neues Interesse an der Sprache ein. Die Reisenden bringen aus fernen Erdteilen Beschreibungen fremder Völker und Sprachen mit. Sammeln, aufzeichnen, festhalten wird zur großen Leidenschaft der Aufklärung. Durch die Neugier aufs Fremde schärft sich der Blick für das Eigene. Überdies ist das Land politisch zersplittert, so dass nationale Zusammengehörigkeit sich für die Deutschen in der als gemeinsam empfundenen, freilich dialektal buntscheckigen Sprache ausdrückt. Und so wächst das Bedürfnis nach einer einenden, überregionalen, einer »Hoch«-Sprache. Um diese zu befördern und dem Deutschen gegen das Lateinische und Französische zum Durchbruch zu verhelfen, werden Sprachgesellschaften gegründet. Die bedeutendste von ihnen, die »Fruchtbringende Gesellschaft«, entsteht 1617 in Weimar. Ihr gehören Dichter wie Opitz und Gryphius sowie Grammatiker an, unter diesen Justus Georg Schottel, dessen Regelwerk der »*Teutschen Haupt Sprache*« von 1663 ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Vereinheitlichung des Deutschen darstellen wird.

»Die Sprache in ihre grundgewisse Richtigkeit bringen«

Doch: Wie soll dieses Hochdeutsche beschaffen sein? Soll es ein Extrakt werden aus allen deutschen Mundarten, der zu destillieren wäre aus den besten Dichtern aller Regionen und Zungen? Oder muss das Meißnische (Obersächsische) für vorbildlich erachtet werden? Das Ostmitteldeutsche hatte bereits im 15. Jh. begonnen, sich nach Norden und Nordwesten auszubreiten, nach Berlin, Magdeburg, Rostock, Hamburg; dort sprechen es die städtischen Oberschichten und wird es in den Kanzleien geschrieben; und ungeachtet jener seinerzeit in Wittenberg angefertigten Übersetzung ist es Luthers Version, in der man hier die Bibel liest. Anders im oberdeutschen Süden, dessen bairisch-österreichischer und ostfränkischer Sprachraum überdies katholisch ist, wo also zumindest die Luther-Bibel nicht gelesen wird. Hier sollte es bis zum Beginn des 19. Jh.s dauern, ehe man sich der aus Obersachsen stammenden Schreibsprache-Norm anbequemt. So bekräftigt der Regensburger Bischof noch 1799 einen Kanonikus, weil dieser sich der »lutherischen« Rechtschreibung bedient habe – darunter versteht man zuletzt vor allem noch das Endungs-E (*im Hause, Türe, ich sage*).

Auch die zeitgenössische Kritik an Adelungs Wörterbuch zielte auf diesen Punkt: Er hatte seiner Wortschatz-Sammlung die »hochdeutsche Mundart« zugrunde gelegt – und das ist für ihn das Meißnische. Damit bezieht er durchaus noch einmal Position. Doch im Grunde beschreibt er nur den faktischen Stand: Der Sprachstreit um das rechte Hochdeutsch war im letzten Viertel des 18. Jh.s bereits entschieden. Luthers Bibel hatte, *indem sie existierte*, Vorbildcharakter: Die geistlichen protestantischen Schriftsteller orientierten sich an seiner Sprache ebenso wie ein Johannes Clajus in seiner *Grammatica germanicae linguae*, die von 1578 bis 1720 aufgelegt und in den Schulen verwendet wurde. Überdies vermochte sich das Obersächsische als »Hochsprache« um so leichter zu postulieren, als nach dem Dreißigjährigen Krieg sich Leipzig rasch zu einem bedeutenden Handelsplatz (gerade auch des Buchwesens) entwickelte und zum wohl wichtigsten Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland.

»Ganz fleißig vertolmetscht«

Aber noch einmal zurück zur Fruchtbringenden Gesellschaft und den Reflexionen über die deutsche Sprache im 17. Jh. Deutschland war politisch zersplittert, die »Französelei« wurde als sprachliche Überfremdung erlebt; noch war das Bildungsideal lateinisch – und italienisch – ausgerichtet. Es galt zu beweisen, dass »unser Teutsches [keineswegs] dermassen grob und harte« sei, so Opitz, daß sich darin nicht »in gebundener Art schreiben« ließe. Und zwar »aufs allerzier- und deutlichste« und »ohn Einmischung fremder ausländischer Flikkwörter«, wie es von der Fruchtbringenden Gesellschaft formuliert wurde. Neben Grammatiken sollten hierzu Wörterbücher dienen. Es gab ihrer bereits einige wenige, doch waren sie, von einer Ausnahme abgesehen, zweisprachig. Das älteste, aus dem Jahre 1561, stammt von dem Zürcher Josua Maalers; in ihm wird das Deutsche »mit gutem Latein ganz fleißig vertolmetscht«: Noch ist das Deutsche nur ein Lehrfach im ansonsten lateinisch abgehaltenen Unterricht, auch wenn es nach und nach eine Hinwendung zur Muttersprache als Basis des Fremdsprachenunterrichts gibt. Wenn also die deutsche Sprache gefördert und gepflegt

werden sollte, musste es auch ein deutsch-deutsches Wörterbuch geben. Im Umkreis der Fruchtbringenden Gesellschaft hob eine Debatte über die Gestalt dieses zu schaffenden Lexikons an: Sollte es nur den Wortschatz der »obern Classen« versammeln, wie Adelung es formulieren wird, oder ebenso den des »Pöfels«? Es setzte sich die Idee vom Vorbildcharakter durch: nur »hoch«-deutschen Wortschatz, gehobenes Deutsch sollte dieses Nachschlagewerk bieten.

Weiter: Wie war gehobenes Deutsch zu definieren? Sollte man sich ausschließlich an der Buchsprache orientieren oder auch an der »Mundart« – der gesprochenen Sprache – der vornehmen Schichten? Ein Wörterbuch, das beitragen sollte zur Herausbildung einer überregionalen Gemeinsprache aller Deutschen, konnte sich nicht nur auf die Schriftsprache beschränken, es musste auch den Alltagsgebrauch der Sprache spiegeln.

Schließlich: Sollte man alphabetisch vorgehen oder aber nach Stammwörtern? Nach Stammwörtern (also: *gehen, -gang-*; und unter diesem Stichwort: *vergehen, Umgehung, Gängelung* ...). Denn: im Reichtum der Stämme (Wurzeln) beweist sich der Reichtum des Deutschen.

Die »Würde« der Wörter und Redensarten

Erste Versuche wurden gemacht, auch Leibniz debattierte mit, Gottsched gab eine kurze Kostprobe, die Ergebnisse blieben unbefriedigend.

Das erste zu Ende geführte deutsch-deutsche Wörterbuch, verfasst 1691 von einem Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, folgt dem Anspruch nach all den Forderungen: Es ist geordnet nach »der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs«, und will den zeitgenössischen, gehobenen standardsprachlichen Wortschatz bieten. In Wahrheit jedoch finden sich ungebräuchliche poetisch-buchsprachliche Ausdrücke sowie Umgangssprachliches, ja Volkstümliches darin. Erst Adelungs Wörterbuch der »hochdeutschen Mundart« – das nun freilich alphabetisch geordnet ist – wird all diese Forderungen aufs Trefflichste erfüllen: zu einem Zeitpunkt, da die Vorstellung dessen, was gutes Deutsch sei, gefestigt ist: Es ist die geschriebene und gesprochene Sprache der obersächsischen vornehmen Welt, doch nicht ausschließlich: auch den »übrigen Mundarten« wird ein Bleiberecht in der Hochsprache eingeräumt – die Tatsache, dass es in der *überregionalen einen Verkehrssprache* der Deutschen weiterhin Regionalismen geben wird, scheint im ausgehenden 18. Jh ebenfalls entschiedene Realität.

Noch eine letzte Frage beschäftigt die Wörterbuchtheoretiker im Umkreis der Fruchtbringenden Gesellschaft: War der mündliche Sprachgebrauch der »oberen Stände« getreulich abzubilden, oder sollte er vielmehr der »kritischen« Bewertung durch den Fachgelehrten unterzogen werden? »Kritisch« (*raisonné*), das hieß: nach zuvor festgelegten, theoretisch und logisch fundierten Kriterien. Justus Georg Schottel war mit seiner so wirkungsmächtigen »Ausführlichen Arbeit von der teutschen Haubt Sprache« ein Vorkämpfer dieser dem ganzen Bildungsbegriff der Aufklärung zu Grunde liegenden Forderung und setzte sich damit in der deutschen Sprachwissenschaft durch. Auch Adelung folgt ihm. Sein »grammatisch-kritisches« Wörterbuch bietet zu jedem Stichwort umfängliche grammatikalische (und andere) Erläuterungen, in etwa so, wie sie heute im Stilwörterbuch des DUDEN zu finden sind. Die Begriffserklärung ist gegliedert nach einer »Leiter der Bedeutungen«, ganz wie heute Wörterbucheinträge gestaltet sind:

von der konkreten zur übertragenen, von der allgemeinen zur engeren Bedeutung. Es folgen Beispiele, Redewendungen, Zitate aus literarischen Werken – und eben eine Wertung der »Würde« des Wortes (»niedrig« bzw. »veraltet« oder aber der »erhabenen«, »edlen« Schreib- und Sprechart zugehörig).

Schillers »Orakel«, das sich dieser bei Goethen auslieh

Indem Adelung den Ist-Zustand der deutschen Sprache der höheren Schichten dokumentiert, zeichnet er auf, was sich als Norm der – wie die Wissenschaftler sagen würden – »hochdeutschen Standardvarietät« herauskristallisiert hat. Niedergeschriebene Norm wiederum wirkt normsetzend und – aufgrund der »kritischen« Aufbereitung im Sinne der Aufklärung – normvorantreibend: Schiller, Goethe und Wieland haben den Adelung benutzt, und gewiß hat er auf ihre Sprache eingewirkt.

Was dieses Wörterbuch für uns heute so einzigartig macht, ist genau dies: dass es ein Nadeleinstich zu einem ganz präzisen Zeitpunkt ist, als der dreihundertjährige Einigungsprozess der deutschen Sprache eben zu einem Abschluss gekommen ist. Wer heute die Literatur jener Epoche liest, des Sturm und Drang, der Deutschen Klassik, der Frühromantik, der findet im Adelung genau das Nachschlagewerk, das ihm die Sprache jener Zeit aufschließt. Es entstand aus dem Geist der Aufklärung, deren Traum es war, das menschliche Wissen in Büchern zu versammeln und es so allen zugänglich zu machen. Das Original ist antiquarisch kaum zu finden und ebenso unerschwinglich wie der Reprint (der 1780,- DM kostet). Die CD-ROM ist für karge Etats zwar immer noch teuer (DM 249,-), aber bezahlbar. Es ist, als wiederholten diejenigen, die diese CD-ROM hergestellt und auf den Markt gebracht haben, noch einmal die große Geste der Aufklärung. Nicht nur der Preis legt dies nahe, sondern auch die Aufbereitung des Materials.

Inhalt – Suche – Stellen – Notizen – Diverses – Kopieren – Markieren

Die Verfasserin gehört zur Gruppe der verdeckten elektronischen Halbalphabeten. In der Regel über 35 Jahre alt, bemühen sich diese Menschen redlich und erfüllen stets zufriedenstellend die ihnen übertragenen Aufgaben (Manuskriptablieferung auf Diskette oder per E-Mail, Online-Bibliotheksrecherchen u.ä.m.). Dieser Gruppe der verdeckten – und altersbedingt verschreckten – elektronischen Halbalphabeten kommt der Verlag mit einem Begleitheft »Einführung in das Programm« entgegen. Nicht alles ist verstehbar, doch genug, um innerhalb dreier Stunden mutiger zu werden, herumzuklicken, auszuprobieren.

Schnell einmal aufschlagen und den Blick zufallswandern lassen, geht nicht. Erst muss der Computer angeschlossen, die Scheibe eingelegt, das Programm eventuell installiert oder aufgerufen werden. Ventilatorgeräusch. Klicken auf »Okay«. Surren, das beinahe schon nach Traktor klingt. Dann Klicken auf »Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch«, auf »H«, auf »Der Haarball«: »Ballen oder kleine Kugeln von zusammen gebakenen Haaren, welche zuweilen in den Mägen der Elendthiere, Hirsche, Gemsen, des Rindviehes u.s.f. gefunden werden, und aus denjenigen Haaren entstehen, welche diese Thiere verschlucken, wenn sie einander lecken; Haarkugeln, Aegagropilae. S. Gemsenkugel.« Ein Klick auf die rechte Maustaste und auf »Faksimile«

– und da steht der Eintrag im Kontext der ihm vorausgehenden und nachfolgenden Einträge. In Fraktur. Die Farbe einzelner Buchstaben ist angeknabbert. Kurz flakert in meinen Fingerspitzen etwas auf, als berührten sie das Original, das ich aus der Bibliothek kenne. Und ist da nicht eine olfaktorische Reminiszenz? War da nicht eben ein Geruch nach Staub und Leder? Dann klicke ich zurück auf die lateinische Schrift: Sie ist doch angenehmer zu lesen!

In Autorenliste suchen – In Stichwörtern suchen – Fundstellenliste aufbauen

Wer »Demut« sucht, wird »Demuth« finden: »Schreibweiseintolerante Suche« nennt sich das. Nur: Warum findet das Programm weder »Weitläufigkeit« noch »Weitläufigkeit«, wo das Wort im alphabetischen »Inhalt« doch vorkommt? Programmierfehler oder falscher Suchbefehl der Halbalphabetin? Ein Anruf beim Verlag klärt, dass es mein Unvermögen ist – die Erklärung, wie's denn nun geht, verstehe ich aber leider nicht.

Später entdecke ich die Funktion »In Stichwörtern suchen«. Da markiert man z.B. »einig« und bekommt alle Wörter geboten, die es beinhalten: von »einigen« und »veruneinigen« bis zu »beinig« und »blutreinigend«. Bei »Schritt« wird einem »schrittlings«, »Fort-« und »Wald-« und »Hahenschritt« und allerlei mehr Ableitungen und Komposita geboten. Das ist ja fast, als würde ich ein alphabetisches, ein Stamm- und ein Sachgruppenwörterbuch in einem benutzen! Schon frage ich mich, ob es auch als Synonymwörterbuch und Reimlexikon taugt – da finde ich bei »Zwerch« zwar »Zwerchfell«, »zween«, »zwicken« und was es da noch gibt an Wörtern, die mit »zw« beginnen – doch nicht »überzwerch«, und bei »Werk« verweist diese Suchfunktion mich nicht auch auf »Machwerk«. Liegt's an meiner Art zu suchen? Überschätze ich diese Suchfunktion? Birgt sie Möglichkeiten, die ich womöglich gar nicht erkenne? Und was ist eine »Maskenorientierte Eingabe?«

Doch das Fieber hat mich gepackt: Ich klicke und schaue und frage mich zuletzt: Ist das, was ich da gerade betreibe, nicht Zufallsblättern? Ein anderes, gewiss, als wenn ich das Buch in Händen hielte – denn der Eintrag ist entweder da oder weg, und wenn er da ist, so gestochen scharf und scharf ausgeschnitten, ohne Kontext: Erhaschen aus dem Augenwinkel von etwas obendrüber, untendrunter, links oder rechts, das gibt es nicht. Und vor allem geht eines nicht: das Wörterbuch *lesen* – nach ein paar Stunden tun mir die Augen und der Kopf weh.

Nein, wer einer von diesen skurrilen wörterjagenden und -sammelnden Literaturübersetzern oder sonstwie Wörterbuchbesessener ist, der wird nicht aufhören, von einem echten zweihundert Jahre alten Adelung zu träumen, den – wer weiß – Wieland benutzte, als er Homer übersetzte. Die CD-ROM jedoch – zu der der Verlag übrigens eine künftig wesentlich umfangreichere Programmeinführung verspricht – wird er sich danebenstellen: als zusätzliches, ergänzendes, ja das Original erweiterndes Arbeitsinstrument.

Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe, Leipzig 1793-1801, erschienen als Band 40 der DIGITALEN BIBLIOTHEK, Berlin, DIRECTMEDIA Publishing, 2001, DM 249,-.

Annette Kopetzki

Übersetzen als Kunst

Die »Wolfenbütteler Übersetzergespräche« 2001

In diesem Jahr fanden in der Bundesakademie für kulturelle Bildung vom 27. Juni bis 1. Juli zum zweiten Mal die sogenannten »Wolfenbütteler Übersetzergespräche« statt. Das zunächst auf drei Jahre angelegte Projekt versammelt ein rundes Dutzend Lyrikübersetzer, Literaturwissenschaftler und Kritiker, die hier, so die Initiatoren, »in ästhetisch-praktischer Absicht« Kompetenzen und Erfahrungen austauschen sollen, um »eine fachlich gewichtige Stimme im Übersetzerdiskurs vernehmbar werden zu lassen«. Das Kolloquium unter der Leitung des österreichischen Übersetzers und Lyrikers Peter Waterhouse wird seine Arbeitsergebnisse nach Abschluß des ersten dreijährigen Turnus dokumentieren. Doch schon während der Gespräche ist für Öffentlichkeit gesorgt: Unter großer Publikumsbeteiligung fand auf dem diesjährigen Treffen ein »sommernächtliches Konzert der Sprachen« statt, bei dem die beteiligten Lyrikübersetzer, die fast alle auch selber Gedichte schreiben, aus ihren Übersetzungen lasen. Die Lesung der italienischen, französischen, russischen, finnischen, japanischen und persischen Originale vermittelte den Zuhörern einen Eindruck von der Wortmagie, die Metrik, Klang und Rhythmus in der Lyrik erzeugen. Daß hinter den Übersetzungen allerdings ganz unterschiedliche, teils gegensätzliche Übersetzungskonzepte stehen, konnte beim Zuhören natürlich nicht so deutlich werden wie bei den sehr intensiven Gesprächen des viertägigen Kolloquiums. Fast alle Teilnehmer stellten sich mit einem Vortrag, einem Werkstattbericht, einem Einblick in die derzeitigen Arbeiten vor. Von Tag zu Tag deutlicher wurde dabei das programmatische Konzept und Ziel des Projekts: Übersetzen als Kunst. »Die Wolfenbütteler Übersetzergespräche streben im Übersetzungsvorgang die je spezifische Einzellösung an, nicht mehr die Standards. Denn die Einzellösung ist – pointiert formuliert – beim Gedicht die Regel.«

Ähnlich lautete das Resümee, das der Übersetzer und Autor Michael Donhauser aus einem fiktiven Streitgespräch über den Umgang mit kulturhistorisch wichtigen Bauwerken zog. Es handelt sich hier um einen Text des italienischen Architekten Camillo Boito, den Donhauser als eine Art Metapher für verschiedene Übersetzungsmethoden vorstellte. Gegen den Konservierer, der nur die ursprüngliche Form rekonstruieren will, aber auch gegen die illusionistische Restauration, die ihre Eingriffe versteckt, machte Donhauser geltend, daß jedes Gebäude (jedes zu übersetzende Original) eine eigene Methode zu seiner Erhaltung fordert. Neu hinzugefügte, von der Wirkungsgeschichte des Werks und der eigenen Zeit beeinflusste Eingriffe müssen allerdings deutlich gemacht werden, die Übersetzung sollte »durchscheinend« sein. Auch Donhausers Übersetzung der späten Gedichte Rimbauds wird von einem durchaus persönlichen Anliegen geprägt. Da er das gängige Rimbaud-Bild des wüsten Trunkenboldes korrigieren wollte, habe er geglättet und gestrichen, vor allem Adjektive.

Noch weiter geht der österreichische Lyriker Franz Josef Czernin, der seine Übersetzung der Sonette Shakespeares und seine »Übertragungen« eines Sonetts von Goethe in eigene, jeweils in einer Luft- und in einer Wasser-Metaphorik gehaltene Fassungen vorstellte. Czernins sprachphilosophisch reflektierter, weit gefaßter Begriff der Übersetzung schließt nämlich auch das Lesen von Werken aus vergangenen Epochen ein. Scharf

verurteilte er daher alle historisierenden, vorgeblich »epochentreuen« Übersetzungen, deren Gebrauch alter sprachlicher und poetischer Formen auf das zeitgenössische Publikum eine verfremdende Wirkung ausübe – und dem Original gerade damit untreu werde. »Zeitgemäß« seien Übersetzungen, wenn sie sich heutiger poetisch-ästhetischer Möglichkeiten bedienen. Nur so können Original und Übersetzung aufeinander verweisen, als Teile eines poetisch-literarischen Ganzen, das alle Zeitbedingtheit übersteigt. Mit den »Übertragungen« seiner eigenen Shakespeare-Übersetzungen in Versionen, die alternative Bildschichten benutzen, bot Czernin Beispiele für die vielfältigen Möglichkeiten, die entstehen, wenn man das Verhältnis zwischen vergangenen und zeitgenössischen Texten, Originalen und Übersetzungen als einen Dialog in beide Richtungen versteht.

Bildet jedoch schon das Original eine Collage aus unzähligen Zitaten anderer Werke, aus vielen Schichten immer neuer Überarbeitungen, ja aus mehreren autorisierten Fassungen, entstehen dem Übersetzer praktische Probleme anderer Art. Als eine Art Gedichtsammlung der russischen Moderne mit unzähligen Zitaten aus der Weltliteratur stellte der deutsch-russische Lyriker und Übersetzer Alexander Nitzberg Anna Achmatowas *Poem ohne Held* vor. Nitzberg vertritt einen strengen Übersetzungsbegriff, der die »exakte prosodische Nachbildung in Rhythmus, Melodik und Reim« verlangt. Seine Übersetzung des *Poems*, für die er unter zahlreichen Fassungen die kürzeste auswählte, basiere auf einer Interlinearversion und enthalte darum viele Mängel, räumte Nitzberg bedauernd ein. Diese pragmatische Entscheidung um der Originaltreue willen muß Nitzberg um so schwerer gefallen sein, als er selbst ein gewandter Lyriker ist und die abendliche öffentliche Lesung mit seinen pointenbewußt vorgetragenen, verspielt-melancholischen Gedichten bereicherte. Ein weiterer Höhepunkt dieser Lesung war der mitreißende Vortrag, den der Übersetzer Wolfgang Schlüter, Spezialist für altenglische Literatur, bot. Seine Übersetzung des Lehrgedichts »The Task«, das der englische Moralist William Cowper 1785 veröffentlichte, wirkte wie ein Einspruch gegen das strenge Aktualitätsgebot Czernins: Schlüter hat die Blankverse wunderbar treffsicher mit antiquierten deutschen Wendungen durchsetzt, ein Beweis, das auch epochentreue Übersetzungen gelingen können.

Der in Finnland lebenden Lyrikerin Dorothea Grünzweig dient das Übersetzen dazu, die eigene lyrische Sprache flüssig zu halten. Hinzu kommt das Eintauchen in die finnische Sprache, die sie aufgrund ihrer »Unfaßbarkeit« nie ganz begreifen werde. Die Auseinandersetzung mit diesem völlig eigenen Sprachsystem erschließe ihr neue Denk- und Sprachräume, relativiere die eigene Sprache, »halte sie brach«, mache ihren Gebrauch »existentieller«. Eindrucksvoll belegte Dorothea Grünzweig dies schon mit ihrer Übersetzung des Gedichts »Uigur« von Jorma Eronen, das die Arbeit des finnischen Sprachforschers Castrén zum Hintergrund hat. Castrén sammelte im 19. Jahrhundert Zeugnisse der samojedischen Sprachen, schrieb Grammatiken und legte den Grundstein für das moderne Finnisch. Das Gedicht handelt von den Zusammenhängen zwischen dem Finnischen und den ugrischen Sprachen, thematisiert aber auch, was Grünzweig »den See- und Waldgeruch der sozusagen freilaufenden finnischen Wörter« nennt. Der animistisch belebten Natur entsprechen die unzähligen Konnotationen z.B. des Wortes »korpi« – das sich mit »Wald« eben nur sehr ungenügend übersetzen läßt.

Das Leben in oder zwischen zwei Sprachen kann indessen auch als Konflikt, als Zerreißprobe erfahren wer-

den, wie die in Hamburg lebende Japanerin Yoko Tawada mit einem eigenen Prosastück vorführte. »Übersetzung« ist das Thema fast aller Texte von Yoko Tawada, ihre unzähligen Metaphern für den Übersetzungsprozeß machen sie zu einer Art Übersetzungstheorie in literarischer Form. Vom »Geldwechsel, bei dem Wechselgeld übrig bleibt«, über Zwitterwesen, Kreuzungen, Familienähnlichkeiten, Verwandlungen und Verkleidungen bis zur Seelenverwandtschaft und -feindschaft reicht das Spektrum an Bildern, die Tawada für das Übersetzen findet. Wie viele Autoren, die in einer fremden Sprache schreiben, hat sie ein sehr feines Gespür für den wörtlichen und den übertragenen Sinn, in dem Sprache gebraucht wird, und oft gewinnt sie ihre Verfremdungseffekte schlichtem Wörtlich-Nehmen ab.

Beispiele für die theoretische und philologische Beschäftigung mit der literarischen Übersetzung stellten drei Literaturwissenschaftler vor. Die Romanistin Maria Antonietta Terzoli berichtete von einem Experiment: 1978 hatte Eugenio Montale angeregt, sein Gedicht *Nuove Stanze* zunächst ins Arabische und von da an, ohne Nennung seines Namens, nacheinander in andere Sprachen und zuletzt wieder ins Italienische übersetzen zu lassen. Eine solche Kettenübersetzung ist natürlich ein verlustreiches, vielleicht sogar müßiges Spiel, interessant war jedoch, zu sehen, was durch alle zehn Übersetzungen hindurch erhalten blieb. Zwischen diesem Experiment und der Übersetzungsgeschichte eines Werkes in einer einzigen Sprache gibt es durchaus Parallelen. Auch hier ziehen sich manchmal Übersetzungsfehler durch mehrere übersetzte Fassungen hindurch – doch was bei einer Kettenübersetzung unvermeidlich ist, muß hier eine bedauerliche Flüchtigkeit des jeweiligen Übersetzers sein, der das Original ja kennt. Adrian La Salvia stellte sein Forschungsprojekt: »Deutsche Manzoni-Übersetzungen« vor und zeigte nicht nur, wie oft die Übersetzer der *Promessi sposi* sich auf die Lösungen ihrer Vorgänger blind verlassen haben, sondern auch, wie wirkungsmächtig Goethes Empfehlung gewesen ist, das Werk um die historischen Passagen von »Krieg, Hungersnot und Pestilenz« zu kürzen. Fast alle vorliegenden Übersetzungen sind gekürzt, bearbeitet und zum Teil zensiert. La Salvia hat eine unveröffentlichte Übersetzung des in Italien als Lektor tätigen Übersetzers Leifhelm entdeckt, die 1927 wahrscheinlich ganz ohne Bezug auf vorhergehende Fassungen entstanden ist, doch später von Ernst W. Junker für seine eigene, 1960 erschienene und noch heute lieferbare Übersetzung benutzt wurde. Junker war ein Nazi und im faschistischen Italien Vorgesetzter Leifhelms. Leifhelm wurde von den Nazis verfolgt. Angesichts der politischen Implikationen dieses Ausschnitts aus der Übersetzungsgeschichte fragte La Salvia, ob auch Übersetzungen Ausdruck einer politischen Gesinnung sein könnten. Die Gesprächsrunde bejahte – Übersetzungsgeschichte spiegele immer auch die politische Geschichte wieder.

Zeitbedingt sind auch die Methoden der Übersetzung, ihre ästhetischen Kriterien unterliegen Moden wie die literarisch-poetischen Normen einer bestimmten Epoche insgesamt. So stieß die Rimbaud-Übersetzung von Therre/Schmidt, die in einem Vortrag vorgestellt wurde, bei fast allen Teilnehmern auf Ablehnung. Zu didaktisch seien die typographischen Hervorhebungen und die Betonung des Zeichencharakters der Worte. Diese Übersetzung wolle offenbar vor allem ein Kommentar und eine Interpretation des Originals sein. Andere wandten ein, es sei ein Anliegen Rimbauds gewesen, die abstrakten Zeichen der Buchstaben zu re-motivieren, indem er sie in der Verszeile zu bedeutungshaltigen Kör-

pern, zu Ikonen machte. Dem entspräche gerade diese Übersetzung am besten.

Ähnlich bewußt setzt auch der italienische Lyriker Andrea Zanzotto die ausdrucksstarke Funktion der graphischen Wortzeichen ein. Aus seiner Gedichtsammlung »La beltà« stammt das Gedicht, dessen Übersetzungsversuch Peter Waterhouse in einer der anregendsten Sitzungen der Veranstaltung vorstellte. Überall in diesem Gedicht finde bereits Übersetzung statt, so Waterhouse, ja die ganze Sammlung suche nach Metaphern für »Übersetzungsverhältnisse«, welche immer von einem »Gewaltverzicht« gegenüber den bezeichneten Dingen geprägt seien. Es gehe nämlich darum, von einer Sache zu sprechen, ohne sie besitzen zu wollen. Übersetzung ist für Waterhouse das Paradigma für diese paradoxe Form der Erkenntnis, eine Art Haben durch Nicht-Haben. Wenn dieser Machtverzicht jedoch schon im Original ein nichtidentifizierendes Sprechen verlangt, das sich als Mißverstehen, Verdunkeln, als Negation von Sinn äußert – wie groß müssen dann die Schwierigkeiten des Übersetzers sein, der sich diesen Paradoxien stellt! In den mit jeder Gedichtzeile neu zu überprüfenden Verfahren vorsichtiger Wörtlichkeit und schöpferischer Abweichung, die Waterhouse bei der Übersetzung Zanzottos versucht, kommt das Dilemma des Lyrikübersetzers überhaupt zum Ausdruck: Wer Gedichte übersetzt, weiß um die Gewalt, die er dem unauflösbaren Verhältnis zwischen lyrischer Form und Sinn antut, ihm ist das Paradox bewußt, das darin besteht, Worte, die nicht nur als austauschbare Zeichen, sondern auch durch ihren Klang und ihre metrische Anordnung Träger von – meist mehrsinnigen – Bedeutungen sind, durch andere zu ersetzen.

Angesichts dieser oft quälenden Probleme ist es um so wichtiger, daß Lyrikübersetzer in der Wolfenbütteler Runde auch über die handwerklichen Seiten ihrer Arbeit sprechen können, wie in einem der letzten Gespräche, wo es um eine andere Zanzotto-Übersetzung ging, zur Diskussion gestellt von Theresia Prammer, die jüngst den Übersetzerpreis der Stadt Wien bekommen hat. Herausgefordert von Bemerkungen Zanzottos, er suche die »Unmöglichkeiten« der Poesie, seine Gedichte seien, »halb Sinn, halb Unsinn«, diskutierte die Runde über Schnittpunkte zwischen der jeweils eigenen Poetik und der Poetik der übersetzten Autoren. Tatsächlich tragen Lyrikübersetzer, die selber Gedichte schreiben, beim dienenden Geschäft des Übersetzens zusätzlich eine besondere Spannung aus. Ihrem Anspruch, das Poetische des Originals zu erhalten, dichtend zu übersetzen, kommt jedoch das entgegen, was Waterhouse die »poetische Durchlässigkeit der verschiedenen Sprachen zueinander« nennt. Czernins Modell der wechselseitigen Erhellung von Original und Übersetzung liegt ein ähnlicher Gedanke zugrunde. Im Wolfenbütteler Gesprächskreis, zu dem außer den bereits erwähnten Teilnehmern noch zwei Hamburger Lyriker und Übersetzer gehörten, Farhad Showghi, der aus dem Persischen, und Matthias Göriz, der aus dem Englischen übersetzt, sammelten sich durch die vielfältigen Vergleichsmöglichkeiten von Tag zu Tag mehr Beispiele für diese allgemeinen, alle Sprachen übergreifenden Aspekte der Lyrikübersetzung.

Auf ein vielstimmiges Echo trafen hier jedoch vor allem die praktischen Fragen der Übersetzer. Es ist unbedingt wünschenswert, daß dieser kreative Freiraum ihnen auch in Zukunft zur Verfügung steht, damit die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit, ein unmittelbar aus der Praxis kommender Beitrag zum theoretischen Nachdenken über Übersetzung, allen zugute kommen können, die sich für Fragen der Übersetzung interessieren.

Khosrow Sabetghadam

Gute Nationalisten, schlechte Nationalisten

Von der Schwierigkeit, das Wort »Nationalismus«
aus dem Persischen ins Deutsche zu übersetzen

Sie mögen über den Titel dieses Beitrages lachen, aber es gibt sie aber tatsächlich: Die guten Nationalisten und die schlechten. Die guten sind im Iran und die schlechten woanders.

Zu einem politischen Vortrag mit anschließender Frage-Antwort-Diskussion war ich als Dolmetscher eingeladen. Ich sollte aus dem Persischen (Farssi) ins Deutsche übersetzen (richtiger: dolmetschen).

O weh, o weh, sagen Sie? Genauso ging es mir auch, da mich zwei Probleme zugleich erwarteten. Nicht genug damit, daß ich »politisch« dolmetschen sollte, was nicht gerade meine Begeisterung erweckte (wer möchte schon mit der schmutzigsten Sache der Welt zu tun haben) – ich sollte *ins Deutsche* übersetzen, was ja nicht meine Muttersprache ist. Deutsch habe ich als Erwachsener gelernt, das heißt, es fehlt mir immer noch die sogenannte »instinktive Sicherheit«. Da weiß der Experte, wovon ich spreche.

Der Redner, ein iranischer politischer Schriftsteller und Journalist, sprach und sprach und sprach, und ich übersetzte und übersetzte und übersetzte (und dabei dachte ich an *Also sprach Zarathustra*), bis das Wort *Nationalisten*, in der Kombination »...iranische *nationalistische* Kräfte...« gefallen war. Und ich übersetzte: »...iranische *nationaldemokratische* Kräfte...« und versorgte sofort das Publikum mit der ergänzenden Erklärung, daß der Begriff *Nationalismus* im Iran eine ganz andere Bedeutung und Verwendung habe als im Deutschen, und daß er ganz und gar nicht negativ belegt sei, wie das im Deutschen der Fall ist.

Da schrie der Redner (er kann ziemlich gut Deutsch): »Gut, sehr gut, Sie übersetzen sehr gut.« Nun, Selbstlob ist in meiner Kultur sehr schlecht. Ich mußte aber die Vorgeschichte erzählen, um zu erklären, worauf sich sein Lob bezog. Der gute Mann wurde wahrscheinlich (mit Sicherheit?) x-mal in seinen vielen Reden und Vorträgen falsch (oder schlecht) übersetzt. Und jetzt war er endlich froh, sich nicht selbst auch noch um die Richtigkeit der Übersetzung seiner Rede kümmern zu müssen (was mir wiederum die Arbeit erschwerte, da er weniger Rücksicht auf den Dolmetscher nahm).

Die Wiedergabe des Wortes Nationalismus (und seine diversen Formen) aus dem Persischen – gerade ins Deutsche – ist nämlich tückisch. Ohne ausreichende Erfahrung des Übersetzers mit den politischen Texten beider Sprachen und, besonders was Deutsch und Deutschland anbelangt, ohne ausreichende Kenntnis der jüngsten Geschichte des Landes, kann die Übersetzung dieses einzigen Wortes in einer sehr unangenehmen, verwirrenden Falle enden und den Redner leicht in Verlegenheit, ja sogar in Verruf bringen. Solch eine Situation wäre natürlich dem Dolmetscher »mindestens« peinlich, und außerdem könnte der dadurch entstandene eventuelle Verruf des Redners sich auch auf den Dolmetscher ausweiten. Nur: Der Dolmetscher ist bestenfalls in »bestimmten Kreisen« bekannt und haftet für die Sprachmittlung, während der Redner in allen Kreisen bekannt sein dürfte und für den Inhalt haftet. (In dem Fall aber beträfe mich die Blamage beidseitig, da ich auch als Autor mit den iranischen Literaturzeitschriften zusammenarbeite).

Worin besteht aber die Hauptschwierigkeit der Übersetzung dieses »kleinen eindeutigen« Fachausdruckes, wo es so schön heißt, die Fachausdrücke ließen sich meistens ein-zu-eins und »einfach« übersetzen? Nicht nur die rein sprachlichen Kenntnisse des Übersetzers (Äquivalenz), sondern auch seine Kenntnisse über das soziale und geschichtliche Umfeld des betroffenen Wortes sind seine »Instrumente und Hilfsmittel« bei seiner schwierigen Aufgabe.

Während die Nationalisten in Deutschland, und auch in vielen anderen Ländern der Welt, in der Regel gewaltbereit, soziologisch und politisch eher destruktiv, in der Bevölkerung unbeliebt, ja sogar verhaßt sind und in humane Zeiten in Erinnerung des Hörers rufen, sind die Nationalisten im Iran politisch eher vergleichbar mit den deutschen Sozialdemokraten.

Na, wo gibt's denn so was? Eben im Iran. Deshalb sollte (muß?) das Wort Nationalismus, immer wenn es aus dem Persischen ins Deutsche übersetzt wird, mit einer »positiv belegten« politischen Gesinnung kombiniert werden, damit erst einmal die negative Wirkung des Wortes Nationalismus gebremst (relativiert) wird. Das heißt, während die Wiedergabe der Bezeichnung dieser Kräfte auf Deutsch allein durch »Nationalisten« mißverständlich, falsch und irreführend ist, bringt die Bezeichnung »Nationaldemokraten« völlig die realen Linien und Gedankengut dieser Kräfte zum Ausdruck.

Dieser Bedeutungsunterschied beruht offenbar auf dem unterschiedlichen Verlauf und der unterschiedlichen Entwicklung der politischen Geschichte in beiden Ländern. Mit der Sprache oder der Sprachwissenschaft an sich hat er gar nichts zu tun. Der Begriff entstand im Iran in den turbulenten Jahren der ersten iranischen Revolution gegen die Monarchie (1906). Damals bildeten sich aus den für die damaligen Verhältnisse Irans neuen politischen Kämpfen verschiedene Richtungen, Parteien, Lager und Orientierungen heraus. Diese neue Entwicklung bedurfte natürlich neuer Benennungen: Republikaner, Demokraten, Konservative, Monarchisten, Religiöse, Liberale und eben *Nationalisten*. Dabei hatten die Nationalisten mit dieser Benennung nichts anderes im Sinn, als die Liebe zu dem kaputtregierten eigenen Land auszudrücken. Sie waren der Meinung, nie habe sich eine iranische Regierung tatsächlich für die Entwicklung und den Fortschritt des Landes eingesetzt. Also: Nie habe eine Regierung dieses Land tatsächlich geliebt. Wir tun dies. Also sind wir *Nationalisten*.

Hinzu kam, daß damals diese Nationalisten, um der akuten Gefahr des Separatismus entgegenzuwirken, dringend auf der territorialen Unversehrtheit des Landes beharrten. Diese Einstellung bestätigte und bekräftigte zusätzlich ihre Bezeichnung als jemand, der sein Land liebt und um dessen Wohl bemüht ist (auf Persisch: Melli-Khah).

Diese Einstellungen hatten und haben mit der Rasentheorie, dem Nationalsozialismus oder ähnlichem Gedankengut, wie es uns aus der Geschichte Deutschlands oder Europa allgemein bekannt ist, nichts zu tun.

Ist so ein Mensch, übersetzt ins Deutsche, nun ein Nationalist oder nicht? Sind »iranische *nationalistische* Kräfte« nun wirklich *nationalistische* Kräfte oder sind sie »iranische *nationaldemokratische* Kräfte...«? Die Wahrheit ist, daß sie es sind und daß sie es nicht sind. Von der »Schein-Äquivalenz«, d. h. von der Terminologie allein her, ist jeder Nationalist ein Nationalist; semantisch aber, d. h. von der politischen Auslegung und Interpretation her, nicht. Wäre die Geschichte in Deutschland anders verlaufen und der Begriff Nationalismus von den Ereignissen der deutschen Geschichte

verschont geblieben, würden wahrscheinlich die heutigen Nationalisten, auch in Deutschland, eher zu den »positiven« politischen Kräften gezählt. In diesem Fall hätte ich auch keine Schwierigkeiten gehabt bei meiner Übersetzung. Ich hätte dann für den persischen *Nationalismus* eben das deutsche Äquivalent *Nationalismus* genommen und »die War' war gegessen« (wie man in Nürnberg sagen würde). Aber so zeigt sich an diesem Beispiel nur einmal mehr, daß – selbst in den Zeiten der Spezialisierung – ein Übersetzer ein verkannter Universalgelehrter sein muß.

Wörterbücher

Claus Varrelmann

Die PC-Bibliothek

Der Dudenverlag bietet seit einiger Zeit in Zusammenarbeit mit den Verlagen Brockhaus und Meyer die meisten seiner Nachschlagewerke auf CD-ROM an. Das komplette Programm ist unter www.pc-bibliothek.de oder in einer eigenen Broschüre zu finden. Die einzelnen CDs kosten zumeist genauso viel wie das entsprechende Buch. Da der Inhalt der beiden Ausgaben identisch ist, soll er hier nicht Thema sein.

Ein paar technische Informationen

Die PC-Bibliothek läuft sowohl unter Windows und unter Mac OS, auf allen einigermaßen neuen Computern. Der Inhalt der CDs wird auf die Festplatte kopiert – pro CD werden 10 - 75 MB Speicherplatz benötigt. Mit der ersten CD installiert man die Benutzeroberfläche, alle weiteren kann man über die Menü-Funktion »Bestand erweitern« in etwa einer Minute hinzufügen. Zu Beginn jeder Sitzung wird man aufgefordert, eine von einem Zufallsgenerator ausgewählte CD einzulegen, man kann sie aber nach diesem »Sicherheitscheck«, mit dem der Dudenverlag sich vor illegaler Benutzung schützen will, wieder herausnehmen, und dann parallel andere CDs laufen lassen – einer der Vorteile, die das Arbeiten mit der PC-Bibliothek sehr benutzerfreundlich machen. Die anderen sind:

Leicht zu transportieren

Wer, wie ich, mit einem Notebook arbeitet, weil er sich nicht immer am selben Ort aufhält (man sollte die Vorteile des Freiberufler-Daseins weidlich nutzen), weiß es zu schätzen, das *Universalwörterbuch A-Z*, das *Duden-Oxford Großwörterbuch Englisch*, die *Deutsche Rechtschreibung*, das *Richtige und gute Deutsch* und den *Brockhaus in Text und Bild* (entspricht etwa der fünfzehnbändigen Ausgabe) mit sich führen zu können und trotzdem nur mit Umfang und Gewicht eines dicken Taschenbuchs belastet zu sein.

Geschwindigkeit

Seit jeher schlage ich bei der Arbeit mehrere Dutzend Mal pro Tag im *Universalwörterbuch A-Z* nach, um zu überprüfen, ob meine Verwendung eines Wortes/einer Formulierung dudensicher ist. Bei der Buchausgabe brauchte ich dafür im Schnitt jeweils eine halbe Minute,

bei der PC-Bibliothek oft weniger als fünf Sekunden. Besonders einfach ist das Nachschlagen, wenn man das betreffende Wort schon geschrieben hat, denn dann braucht man bloß mit dem Cursor vor einen der Buchstaben zu gehen und Shift-ctrl-b zu drücken. Durch dieselbe Tastenkombination gelangt man auch wieder zur Textverarbeitung zurück.

Beim *Richtigen und guten Deutsch*, das ich ebenfalls regelmäßig konsultiere, habe ich oft Mühe herauszufinden, unter welchem Stichwort mein Problem geklärt wird – auch hier geht die Suche mit der PC-Bibliothek nach meiner Erfahrung erheblich schneller.

Der *Oxford-Duden* ist sicher weniger gut als der *Collins*, das von mir hauptsächlich benutzte Englisch-Deutsch-Wörterbuch, aber wenn ich bloß einen deutschen Pflanzennamen benötige oder mich vergewissern will, daß ich mich bei der Bedeutung eines bestimmten Adjektivs nicht irre, genügt es vollauf.

Volltextsuche

Die Möglichkeit zur Volltextsuche ist insbesondere beim *Brockhaus in Text und Bild* von Vorteil. Beispielsweise wollte ich vor einiger Zeit wissen, was es mit den »Lubawitschern« auf sich hat. Einen eigenen Eintrag haben sie im *Brockhaus* nicht, aber aus den Erwähnungen bei den »Chassidim« und bei »Rabbi Schneerson« erfuhr ich fürs erste genug über sie. Auch hat meine Erfahrung gezeigt, daß die relativ knappen Erklärungen in vielen Fällen reichen (wenn in einem Nebensatz die Balfour Declaration erwähnt wird, will ich nur wissen, worum es dabei in etwa ging und wie man sie auf Deutsch schreibt).

Eigene Benutzerwörterbücher

Einen großen Vorteil der PC-Bibliothek habe ich bislang nur ansatzweise genutzt. Man kann selbst – ohne viel Mühe – bis zu zehn sogenannte Benutzerwörterbücher (= Glossare) anlegen, die automatisch in die PC-Bibliothek integriert sind. Als Beispiel wieder die Lubawitscher: Da das Buch, in dem sie vorkamen, unzählige Begriffe aus der jüdischen Religion und Kultur enthielt, habe ich ein Benutzerwörterbuch mit dem Namen »Judentum« angelegt und u.a. die Ergebnisse meiner Recherchen über die Lubawitscher zu einem Eintrag zusammengefasst, der jetzt seinen festen Platz zwischen »Lubango« und »Lübbe« hat. Außerdem – auch nicht zu verachten – kann man Verknüpfungen zwischen zwei Einträgen, egal ob selbst fabriziert oder nicht, herstellen. Wenn ich jetzt den Eintrag »Lubawitscher« aufrufe, sehe ich, daß es dort zwei Verknüpfungen gibt – wie nicht anders zu erwarten zu den Chassidim und zu Rabbi Schneerson. Ein Mausklick genügt, und schon hat man die verknüpften Einträge auf dem Bildschirm. Zur Zeit würde mir der Zusammenhang natürlich noch einfallen, aber wer weiß, was in ein paar Jahren ist, denn wie oft ist es mir schon passiert, daß ich beim Übersetzen gedacht habe: das hast du doch schon mal irgendwann in einem Buch gehabt, was war denn das noch gleich...?

Übrigens kann man die Benutzerwörterbücher exportieren/importieren, d.h. kopieren und versenden – das dürfte vermutlich sehr hilfreich sein, wenn man zu mehreren ein Sachbuch übersetzt und Terminologie vereinheitlichen will.

Fazit

Für mich hat sich die PC-Bibliothek in den letzten zwölf Monaten als ein sehr angenehmes, handliches Werkzeug

erwiesen, das mir lästige Routinearbeiten erleichtert. Zu bemängeln ist neben dem Inhalt mancher Duden-Bände – auch die PC-Bibliothek schafft es nicht, aus den *Sinn- und sachverwandten Wörtern* ein brauchbares Synonymwörterbuch zu machen – das Fehlen weiterer zweisprachiger und vor allem einsprachiger Wörterbücher. Und der *Große Brockhaus* sollte unbedingt in die PC-Bibliothek integriert werden – allein schon deshalb, weil ich für die Buchausgabe in meiner Wohnung gar keinen Platz hätte.

Virtuell geht's manchmal schnell...

...dann wieder denkt man: go to hell! Neues aus dem Cyberspace – mit der Einladung, weitere Anregungen zu senden an Wolf Harranth harranth@eunet.at

Die Duden-Redaktion hilft

Man kann sich bei kniffligen Problemen direkt an die Redaktion wenden. Ein Service der besonderen Art ist der »Duden Newsletter«. Er kommt gratis ins Haus und enthält immer ein paar interessante Beispielfälle, die in amüsanter Form präsentiert werden. Abo via www.duden.de

Mal nachgucken...

Alle Flaggen der Welt, stets aktuell, jeweils mit Basisinformation zum Land
www.flags.net/indexa.htm

Seemännische Begriffe, gute Erklärungen
<http://members.tripod.de/WKernchen/seemlex.htm>

Die beiden nächsten Links stammen aus den Sammlungen der Universität Tampere (dort gibt es weitere Links dieser Art)

Glossary of Drug-Related Slang (Street Language)
www.uta.fi/FAST/AV5B/drugslan.html

Concise American Professional Football Vocabulary
www.uta.fi/FAST/US7/PAPS/nfl.html

»Twists, Slugs and Roscoes«, *A Glossary of Hardboiled Slang. Compiled by William Denton*
www.miskatonic.org/slang.html

1.400 Opern, 1.200 Arien, alles von A-Z
http://joshua.micronet.it/italian/mariobiondi/opere/diz_opera_.html
<Oili Suominen>

Archiv zum Nationalsozialismus
www.ns-archiv.de
<Jürgen Langowsvi>

Der (fast) ganze Charly Marx online
www.mlwerke.de/me/default.htm
<Dawid Wiskott>

Swahili-Homepage
www.swahili.africa.yale.edu/
<Susanne Goga-Klinkenberg>

Umfangreiche und wohlgeordnete Sammlung zum Thema Bildende Kunst
www.ub.uni-konstanz.de/fi/kun/links.htm
<Olga Radetzkaja>

Einiges zum Nutzen des Nutzers

Das deutsche Business-Portal von Schober bietet ein kostenloses Werkzeug an, den »www-decoder«, mit dem man automatisch die entsprechenden Postanschriften, Telefon, Fax und e-mail-Kontakt zu den Websites findet: www.schober.com

Wer nicht immer im Web surfen möchte, sondern die wichtigsten (wenn auch vergänglichen) E-Adressen schwarz auf weiß besitzen möchte, präsentiert und kommentiert, bekommt in der Buchhandlung um je EUR 7.50 die Internet-Guides aus dem Heyne Verlag. Bisher erschienen zu den Themen Reisen, Shopping, Family& Kids, Sport, Kunst&Kultur:
www.heyne-guide.de

Daten löschen, aber definitiv – das heißt: so, dass auf der Diskette oder Festplatte nichts mehr rekonstruiert (und mißbräuchlich verwendet) werden kann – zwei Gratis-Programme zur Auswahl:
File-Wiper im Utility-Programm von Alston Labs (da steckt noch mehr drin):
www.alstonlabs.com

»Helmut Kohl Datenlöscher« – heißt wirklich so und ist auf mehreren Sites zu finden, u.a. bei:
www.chip.de/downloads_updates/downloads_updates_52832.html

Google, die mittlerweile auch den Surf-Muffeln bekannte Suchmaschine, bietet neuerdings auch eine Bilder-Suchfunktion an:
www.google.com/bzw_www.google.de

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis DM 10.-, Jahresabo DM 28.- zzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart.

Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);
Marion Sattler Charnitzky, Steffanstr. 22, 68623 Lampertheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.